

Milan hat seine Kindheit in der Stadt verbracht. Seine Großmutter wohne noch hier, sagt er und deutet mit der Hand auf ein Gebäude: Das sei seine Schule gewesen.

»Was machen deine Schulfreunde? Sind sie im Krieg?«

»Weiß nicht. Ich lebe ja in Kiew.«

Dann wechselt er das Thema, bespricht lieber Organisatorisches.

Wir fahren so schnell über eine holprige Straße, dass mir ganz flau im Magen wird. Ab und zu weist jemand auf eine zerbombte Ecke hin, die notdürftig repariert ist. Viele Fabriken stehen still, nur wenige Schornsteine rauchen, dabei wirken die Anlagen auf den ersten Blick nicht oder kaum beschädigt. Das habe ich in Kroatien und Bosnien anders gesehen.

Nicht nach anderthalb, sondern bereits nach einer Stunde erreichen wir Sewerodonezk. Das Zentrum mit seinen rechtwinkligen Straßen hat wenig von einer europäischen Stadt und mehr von einem römischen Feldlager – ein Lager aus Betonplatten. Das Ganze scheint eher für Aufmärsche konzipiert. Straßencafés passen nicht hierher, Zählappelle schon.

»Keine Sorge, wenn nachts Kanonenschüsse in der Ferne zu hören sind«, beruhigt Milan an der Hotelrezeption des »Zentralnaja«, »bis hierher gelangen die Granaten nicht.«

Bei einem Wodka blicke ich auf den tristen Hauptplatz und lasse die bisher in der Ukraine verbrachten Tage Revue passieren. Ich hatte erwartet, auf der Fahrt nach Sewerodonezk mehr Kriegsschäden zu sehen und in Kiew kaum etwas vom Krieg im Osten zu bemerken. Das Gegenteil ist der Fall: Hier, in der Nähe der Frontlinie, sieht man auf den ersten Blick nichts, dagegen gibt es in der Hauptstadt keinen Ort für Touristen, an dem nicht auf den Konflikt mit Russland hingewiesen wird. Auf dem Weg vom Bessarabischen Markt über den Kreščatik, den zentralen Boulevard von Kiew, und den Maidan zum Hotel »Dnipro« am Europaplatz stieß ich überall auf Bilder der Toten des Euro-Maidans, die als Helden verehrt und als »Himmliche Hundertschaft« gepriesen werden. Unterwegs fragte mich eine Frau zwischen vierzig und fünfzig nach der Uhrzeit, versuchte, mich in ein Gespräch zu verwickeln. »Ich habe zwei Kinder zu Hause – hungrig. Nach der Revolution ist meine Mutter gestorben ...« Wenig später ein ähnlicher Versuch. Verwandelt sich der Maidan vom Helden- zum Bettlerplatz? Führte die »Himmliche Hundertschaft« in die Hölle der Armut?

In Kiew ist der Krieg nicht nur um den Maidan Nesaleschnosti, den Unabhängigkeitsplatz, gegenwärtig, sondern überall in der Stadt. Die Zahl derer, die ihre Habseligkeiten oder Blumen, Obst und Gemüse aus dem Garten anbieten, nimmt zu. Es wird für die Armee geworben und gesammelt, Plakate erinnern an das Schicksal der Krimtataren, Denkmäler aus sowjetischer Zeit sind gelb-blau übermalt, der einstmalige rote Stern leuchtet ebenfalls in den Nationalfarben, im Osten erbeutete russische Waffen werden als Beweise der Invasion ausgestellt. Ähnliches sah ich auch in Charkiw, der reizvollen, aber nahezu unbekanntesten Stadt der russisch-ukrainischen Moderne.

Von den Dnjepr-Höhen aus scheint es, als entsteige Kiew einem Meer aus Kastanien- und anderen Laubbäumen. Wie in den wenigen großen Städten am Meer, in Barcelona zum

Beispiel, findet man Sandstrände nahe am Zentrum. Kiew ist Kultur- wie Landschaftsereignis, keine Stadt mit Parks, sondern eine Metropole in einer Wald-, Park- und Stromlandschaft.

Wer auf den Dnjepr-Höhen entlanggeht, wird an die extreme Gewalt erinnert, die der Region widerfuhr. Da sind das zerstörte Denkmal und die geschändeten Gräber der während der Oktoberrevolution Gefallenen, die Denkmäler derer, die 1918 den kurzlebigen ersten ukrainischen Staat erkämpften, Erinnerungsorte an den Holodomor, der als Gründungsmythos der heutigen Ukraine gilt, ferner ein Mahnmal für die zwischen 1979 und 1989 in Afghanistan gefallenen Soldaten sowie die Mutter Heimat mit Museumskomplex zur Erinnerung an den Kampf der Sowjetunion gegen das nationalsozialistische Deutschland. Nach 1945 erwuchs daraus der Mythos bleibender Brüderschaft zwischen Russland und der Ukraine, der nun wohl zerbrach. Vor und auf der Anlage stehen erbeutete russische Waffen. In der Stadt selbst gibt es weitere Gedenkstätten, etwa an die mehr als 100 000 vom sowjetischen Geheimdienst Ermordeten und im Bykiwnja-Wald am Stadtrand Verscharreten oder an die rund 33 000 Juden, die von mobilen SS-Truppen in der Schlucht von Babi Jar erschossen wurden.

In Sewerodonezk notiere ich: »Alle Rebellionen der letzten Jahre, vom Arabischen Frühling bis zum Euro-Maidan, konnten bestenfalls autoritäre Herrscher entmachten, aber sie konnten bislang in keine erfreuliche Zukunft führen. Politische Aufbrüche enden mit wirtschaftlichen Abbrüchen. Krisen tendieren oft nicht zur Demokratie, sondern zur Diktatur. Die Sehnsucht nach dem starken Mann wächst aus der Ratlosigkeit der Massen. Die Umbrüche, die demokratische Revolutionen sein wollten, fraßen und fressen ihre Kinder. Da die Revolten keine Lösung brachten, wählen viele das Weggehen.«

Mit düsteren Gedanken gehe ich zu Bett. Immerhin: In dieser Nacht dringt kein Granatgrollen an mein Ohr.

Am nächsten Morgen brechen wir mit einem Kleintransporter und zwei Pkws in Richtung Frontlinie auf. Es geht vorbei an Abraumbergen. Die Industrie wirkt veraltet, die Gegend ärmlich, aber nicht wie eine, in der noch vor zwei Jahren ein Krieg tobte. Warum wohl?

»Viele Fabriken wurden nicht zerstört, weil man sie übernehmen wollte.«

Später, beim Kraftwerk von Schastje, sehen wir sogar rauchende Schlote. Es gehört Rinat Achmetow, dem reichsten Mann der Region, wenn nicht gar der ganzen Ukraine. Der zwielichtige Milliardär soll zu beiden Konfliktparteien Beziehungen unterhalten. Er schickt Hilfslieferungen in den Donbass und bekommt Kohle von dort.

Zunächst passieren wir Bachmut, das ich auf meiner Ukraine-Karte nicht finde. Artemiwsk hieß es bis Februar 2016, erklärt man mir, benannt nach Artjom, dem 1921 tödlich verunglückten Mitstreiter Lenins. Wir fahren auf der Lumumbastraße.

»Die Straßen werden nun umbenannt«, erklärt Milan. »Die Lumumbastraße soll im Kampf gegen den Kommunismus auch anders heißen.«

»Damit«, entgegne ich, »übernimmt die Ukraine ein Zerrbild, das in der einschlägigen Literatur längst widerlegt ist.«

»Wer war denn Lumumba?«

»Der erste Ministerpräsident des unabhängigen Kongo. Er stritt stets ab, Kommunist zu sein. Anfang der 1960er Jahre, wohl 1961, wurde er bestialisch ermordet. In vielen Regionen Afrikas ist er bis heute ein Held.«

Dieses Umbenennen erfolgt in einer Zeit, in der die Ukraine sich als ehemalige Kolonie begreift, die sich weiter emanzipieren muss. So schrieb Oksana Sabuschko: »Die Ukraine insgesamt bezeichnet sich heute als postkolonial. Die ukrainische Kultur an sich und in ihrer Gender-Struktur bleibt freilich weiterhin eine Kolonialkultur.«²

Es folgen kurz nacheinander vier Kontrollpunkte, an denen schwer bewaffnete Soldaten kontrollieren. Das martialische Äußere korrespondiert nicht mit ihrem Verhalten. Die Pässe werden nur lax begutachtet, nicht einmal die Fotos mit unseren Gesichtern verglichen. Einmal muss ein Kofferraum geöffnet werden, aber eine wie ein Waffensack aussehende Tasche darf geschlossen bleiben.

»Sonst muss ich die immer aufmachen«, wundert sich Tommy. Nicht der Posten, aber ich will wissen, was drin ist. »Meine Klamotten. Ich muss immer Sommer- und Wintersachen für zwei Wochen dabei haben. Wenn sich eine Katastrophe ereignet wie das Erdbeben in Nepal, muss ich sofort losfliegen können. Dann kann es sein, dass ich einen solchen Hilfstransport unterbrechen und sofort weiter muss. Die ersten vierzehn Tage nach einer Katastrophe sind entscheidend.«

Verbrannte Wälder, Häuser mit Einschusslöchern ziehen vorbei. Der unreal wirkende Krieg wird auf einmal ganz real. Die Kontrollen werden schärfer, die Straße schlechter. Es geht nur noch langsam voran, einmal müssen wir sogar umkehren und einen anderen Weg suchen, da die Straße unpassierbar ist. Die Fahrbahnen sind lange nicht repariert worden und von Schlaglöchern zerklüftet, schwere Militärfahrzeuge haben ihre Zerstörungen hinterlassen, und es klaffen auch Bombentrichter. Vor und nach den zahlreichen Kontrollposten fahren wir wegen der Absperrungen und der vielen Straßenschäden dazwischen im Slalom.

Sengende Hitze liegt über der Landschaft, die Autos ziehen lange Staubwolken hinter sich her. Unsere Fahrzeuge sind über und über mit Schlamm bespritzt, da die Schlaglöcher und Granattrichter noch voll sind vom Regen am Vortag. Ein Rind und zwei Kühe saufen aus einem besonders großen Loch mitten auf der Fahrbahn. Sie reagieren nicht auf uns, sind es wohl gewohnt, dass Autos sie umfahren. Wir erreichen einen Kontrollposten mit schweren Barrieren und bunkerartigen Sicherheitsräumen. Hier wird scharf kontrolliert.

»Der heißt Stalingrad«, sagt Milan. »Weißt Du warum?«

»Bis dahin sind es doch noch drei- bis vierhundert Kilometer«, antworte ich ausweichend.

»Aber hier fällt wieder die Entscheidung.«

Wir fahren in Staniza Luhanska ein, das direkt an der Frontlinie liegt. In Flussnähe sei die Gefahr wegen der Heckenschützen besonders groß, wird gewarnt. Viele Fenster wurden von Granaten zerstört, in einige sind wieder Scheiben eingesetzt, andere mit durchsichtiger Plastikfolie zugeklebt. In der notdürftig in einem Postamt eingerichteten Stadtverwaltung – das eigentliche Gebäude befindet sich zu nah an der Front – hängt eine riesengroße Tafel aus den 1960er Jahren mit bildlichen Anweisungen, wie man sich bei einem Atomkrieg zu verhalten habe. Gerade in der Ukrainischen SSR waren viele Atomraketen stationiert. Sie wurden 1994 vernichtet unter der Bedingung, dass die Grenzen der Ukraine respektiert werden. Auch Russland hat das unterschrieben. Das Abkommen galt bis zur russischen Einmischung, die seit Februar 2014 changiert zwischen Invasion und Unterstützung von Separatisten. Nun wird sich kein Staat mehr von seinen Atomwaffen trennen. Das ist die bittere Lehre aus einem Regionalkonflikt, der allmählich gelöst, weiter bestehen, aber auch eskalieren kann. Es ist ein asymmetrischer Krieg neuer Art: Hier kämpfen nicht Freischärler gegen eine Großmacht, sondern Russland, größter Flächenstaat der Welt, übernimmt deren Methoden.

Soldaten, die vom Postdienst an der Front zurückgekehrt sind, telefonieren mit ihren Handys. Ein Jugendlicher hangelt an den überirdisch verlaufenden Gasleitungen. Eine alte Frau richtet zwischen einem zerschossenen Haus und einem wiederhergestellten einen kleinen Verkaufsstand mit Früchten und Gemüse aus ihrem Garten ein.

Wir erreichen den Platz, an dem die Hilfsgüter verteilt werden sollen. Aus Angst, dass es nicht für alle reicht, haben sich dort schon lange vor der Verteilung etliche Menschen eingefunden. Es sind nicht nur Arme, die schon immer arm waren, sondern auch viele, deren bürgerliches Leben der Krieg zerstörte. Als das Rote Kreuz einmal nicht genug liefern konnte, haben sie dort eine eisige Nacht und einen Vormittag lang gewartet. An diesem Tag werden die Lebensmittel und Sanitärartikel schnell und effizient direkt von der Ladefläche an die Wartenden verteilt.

Lydmila, eine Frau in mittleren Jahren, zeigt Fotos ihres zerbombten Hauses. Es ähnelt dem an der Straßenecke: ein fast quadratisches zweistöckiges Gebäude, umgeben von einer Ziegelsteinmauer mit schmiedeeisernen Schmuck- und Schutzelementen. Die Vermutung drängt sich auf, dass sich die Familie in den Jahren seit der Unabhängigkeit nur für das Haus und dessen Einrichtung abgerackert hat. Lydmila bestätigt das. Nun wollen sie alles wieder aufbauen, obwohl die Tochter, die sich zur Lehrerin ausbilden lässt, mittlerweile ausgezogen ist. Sie haben ein wenig Geld von einer amerikanischen Stiftung erhalten, und Lydmila versucht, weitere Geldgeber aufzutreiben.

»Ich will hierbleiben«, sagt sie. »Etliche geflohene Bekannte sind schließlich zurückgekehrt. Wer keine Verwandten oder sonstige Verbindungen hat, der kommt in anderen Regionen nicht zurecht. Die Großstädte verwirren mich. Auch andere von hier. Mit meinem Mann will ich schnell mit dem Wiederaufbau beginnen.«

Einer der Fahrer zeigt Bilder seiner Wohnung, in die eine Granate einschlug. Es stellt sich heraus, dass alle Helfer von Wostok SOS, der ukrainischen Partnerorganisation der Diakonie Katastrophenhilfe, Vertriebene sind.

Forscher der Kiewer Mohyla-Akademie, die die Binnenmigration seit 2014 beobachten, haben mir erzählt, dass viele Bewohner der umkämpften Gebiete bleiben wollen. Dennoch gibt es Hunderttausende Binnenflüchtlinge infolge dieses Krieges, nach Angaben des UNHCR sogar mehr als in Pakistan und im Kongo.

Ich wundere mich, dass so schnell und vor allem so nah an der immer noch gefährlichen Grenze wieder aufgebaut wird. »In Bosnien haben wir teilweise fünfhundert Meter von der Front entfernt die Häuser wiederherstellen lassen«, sagt Tommy. »Manche sind auch wieder zerstört worden. Aber: Wer eine Kelle in der Hand hat, bringt seinen Nachbarn nicht um. Der tägliche Blick auf Zerstörungen macht aggressiv.«

In Kiew hatte mir die ukrainische Autorin und Fotografin Yevgenia Belorusets prophezeit, dass ich im Krisengebiet weniger über Logik, Ursachen und Perspektiven des Krieges erfahren würde als vom Frieden und der Sehnsucht nach Normalität.

Inzwischen hat sich Nikolai zu uns gesellt. In seinem Trainingsanzug wirkt er ausgemergelt und müde. Er hat ein Kleinkind im Arm. Einen Grund für den Krieg kann er ebenso wenig nennen wie Lydmila. Vielleicht will er es auch nicht.

»Meine Eltern sind alt. Ich kann nicht weg.«

»Hört der Krieg bald auf?«

»Ich weiß es nicht, ich hoffe.«

Neben dem Mahnmal für den Krieg von 1941 bis 1945 ragt die Ruine der zerbombten Schule auf. Ich sehe kein Denkmal, das gelb-blau eingefärbt worden ist. Man hat hier andere Sorgen, als Mahnmale anzupinseln.

Die Autos der Hilfsbedürftigen sind in einem jämmerlichen Zustand. Bei einem ist die Elektronik notdürftig mit Pflaster an das Lenkrad geklebt. Die ausgesetzten Hunde der Geflohenen streunen herum. Einige zerstörte Bauernhäuser aus Lehm und Holz erinnern an die im Zweiten Weltkrieg ruinierten. Die Granaten haben Löcher in Dächer und Wände gerissen und Dellen in die eisernen, meist grünen Tore geschlagen.

Mit einer Mitarbeiterin der Stadtverwaltung tuckert unser Tross langsam dorthin, wo die Alten leben – allein, als Ehepaar, in einer Wohngemeinschaft, im Mehrgenerationenhaus. Bis auf einen Mann mit extrem sehnigen Armen, der mit freiem Oberkörper vor uns tritt, sind es alte Frauen. Der Alte trägt eine silberne Kette mit Kreuz um den Hals, in den Zimmern der Frauen hängen Ikonen an den Wänden. Die alten Frauen sehen, was sie bereits als junge Mädchen sahen: ein zerschossenes, zerbombtes Dorf. Die Sowjetunion bescherte ihnen die längste Friedenszeit, die Kolchose bot ihnen eine Heimat. Überall in den Dörfern und Kleinstädten der Nachfolgestaaten habe ich diese Frauen getroffen, oft mit bäuerlichem Kopftuch. Früher sei es besser gewesen, aber heute gehe es auch, erklären die meisten, immerhin sei kein Krieg. Im Osten der Ukraine ist das nun anders.